Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 10

Artikel: Die falsche Verbindung

Autor: Brawand, Friedrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637093

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

15. März zugezogen hatte und die ihn am nächsten Tag auf das Krankenlager warf, viel zu wenig ernst nahm und schon vier Tage darnach in der bestimmten Hoffnung lebte, am nächstfolgenden Tage wieder die Arbeit aufnehmen zu können.

Es kam nicht mehr dazu. Goethe hatte seine Lebenskraft weit überschätzt. Als der Hausarzt Goethes, Dr. Vogel, am Morgen des 20. März das Krankenzimmer des Dichterfürsten betrat, hatte er Mühe, über das schmerzentstellte Gesicht Goethes nicht zu erschrecken. Er war gegen Mitternacht aufgewacht. Der ganze Körper war von eisiger Kälte und große Schmerzen quälten den Kranken. Schlaflos hatte er sich bis zum Morgen auf seinem Lager herumgewälzt.

„Fürchterliche Angst und Unruhe", berichtete der Arzt, „trieben den seit langem nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er Linderung von den tobenden Schmerzen zu erlangen suchte, bald auf den neben dem Bett stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, der sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gequälten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre Höhlen gesunken, matt, trübe, der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte gaben die Besorgnis zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz auf dem Wege sein. Hier galt schnelles und kräftiges Einschreiten."

Es zeigte sich aber nur zu bald, daß jede ärztliche Kunst dem Schwerkranken nicht mehr helfen, höchstens die Schmerzen halbwegs lindern konnte. Unaufhaltsam ging es dem Ende entgegen. Der Tod reklamierte sein Opfer.

Den 21. März, der den Einzug des Frühlings ankündigte, verbrachte Goethe teils im Bett, teils im Lehnstuhl. Er hatte fast keine Schmerzen. Als ihm auf seine Frage das Datum des Tages genannt wurde, rief er, von neuer Hoffnung beseelt aus:

„Also hat der Frühling begonnen und wir können uns dann umso eher erholen."

Er streckte die Hände der Sonne entgegen, wie wenn er sie mit ganzer Kraft umarmen wollte. Dann fiel er in einen tiefen, sanften Schlaf. In seinen unruhigen Träumen beschäftigte ihn die Kunst. So rief er auf einmal mit schwacher Stimme:

„Seht, den schönen weiblichen Kopf mit schwarzen Locken im prächtigen Kolorit auf dunkelm Hintergrunde."

Wiederholt verlangte er nach seiner Mappe mit Zeichnungen.

Am Morgen des 22. März ließ sich Goethe im Lehnstuhl aufrichten. Er ging die wenigen Schritte in sein Arbeitszimmer. Aber bald verließen ihn die Kräfte und er mußte wieder in den Lehnstuhl zurückgeführt werden. Hier begann er anscheinend wieder in tiefes Nachdenken zu versinken. In der Phantasie glaubte er, ein Papier am Boden zu erblicken, denn er fragte mit leiser Stimme, warum man Schillers Briefwechsel so herumliegen lasse. Gleich darauf rief er seinem Diener zu:

„Macht doch die Fensterladen auf, damit mehr Licht hereinkommt!"

Das waren seine letzten vernehmbaren Worte. Dann versagte seine Stimme. Es war unmöglich, aus den Zeichen, durch die er sich verständlich zu machen versuchte, seinen Willen zu erkennen. Er lag still, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes, bequem ihm Lehnstuhl, regungslos mit halbgeschlossenen Augen. So starb Goethe.

Man schrieb den 22. März 1832, ½12 Uhr mittags.

In „Dichtung und Wahrheit" hatte Goethe seine Geburt folgendermaßen niedergeschrieben:

„Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt a. M. auf die Welt. Die Konstellation war glücklich, die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag ....

Auch am Todestage Goethes „Kulminierte die Sonne".

„Am anderen Morgen nach Goethes Tode", so berichtete Eckermann, „ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender. Tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir und ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen hatte. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille. Und ich wendete mich ab, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen."

Das Wort, das Goethe selbst wenige Tage vor seinem Tode von der untergehenden Sonne gesagt hatte: „Auch im Scheiden groß", schwebte als Motto über seinem Ende, wie über der ganzen letzten Zeit seines Erdenseins. Groß und schön war er wie im Leben auch noch im Sterben.

Am 26. März 1832, abends um 5 Uhr, wurde, was sterblich an Goethe war, in der Fürstengruft neben dem Sarge Friedrich Schillers unter unermeßlichem Trauergefolge beigesetzt. Viele Tausende füllten die trauerbeflaggten Straßen. Die schwarzbehangenen Fenster der Häuser, selbst die Dächer und die Bäume der Allee, durch die der Trauerzug ging, waren dicht besetzt.

„Wie gerne ist man still, wenn man so einen zur Ruhe gebracht sieht!"

Die falsche Verbindung.

Humoreske von Friedrich Brawand.

„Vergiß die Versammlung nicht!" sagte Heinz zu seinem Freund Waldemar und leerte sein Glas.

„Versammlung?" Waldemar machte große Augen.

„Natürlich. Heute Abend um acht Uhr, wie gewöhnlich!"

„Aha, Politik! — Muß ich denn dabei sein?"

„Dumme Frage, — du führst ja das Protokoll!"

„Ja, — leider! — Was ist denn los?"

„Nur wichtige Traktanden: Stellungnahme zu der aktuellen Frauenbewegung." (Waldemar kam ein Gedanke. Sein Entschluß war gefaßt. Versammlung hin, — Versammlung her! Er war nicht frei.) „Zweitens Referat unseres Kollegen Rumpelmeyer über die Liberale Jugend."

„Ja, — weißt du, Heinz. Ich bedaure. Ich bin nicht frei!"

„Schwatz' keinen Unsinn!"

„Unmöglich, sag' ich dir. Soll ein anderer das Protokoll aufnehmen. Ich kann nicht kommen."

„Nun, wenn es so ist. Tant pis!"

Heinz bezahlte seine Zeche und ging.

„Ach, diese Politik", dachte Waldemar. „Ich reiche wohl meine Demission ein. Den Abend verbringe ich mit Ella. Ich will ihr gleich telephonieren!"

Waldemar kannte die Nummer auswendig. 16.29. Er schloß sich in die Telephonkabine ein, machte Licht, ließ ein Zwanzigrappenstück in die Oeffnung fallen, steckte den Zeigfinger der rechten Hand in die Oeffnung Nr. 1 der Wahlscheibe, drehte um, — rrrrrrrr — steckte den Finger in Nr. 6, — drehte um — rrrrrrrr — dachte an die dummen Kerle, die heute Abend — — steckte den Finger in Loch 2 — drehte um — — an die Kerle, die um acht Uhr, — steckte den Finger in Nr. 8 — — die Versammlung besuchen werden und zuckte die Achseln. Ach, ja, — die Politik. Frauenbewegung.

Eine Stimme riß ihn aus seinen Betrachtungen:

„Ja?"

„Ist Fräulein Ella zu Hause?"

„Nein, Fräulein Ella ist in der Tennisstunde."

Waldemar machte eine Grimasse. Daß Ella Tennisstunden nahm war ihm unbekannt.

„Kann ich etwas ausrichten", fragte die Stimme.

„Wer ist am Telephon?" erkundigte sich Waldemar.

„Das Zimmermädchen."

„Gut! — Sagen Sie bitte Fräulein Ella, ich erwarte sie heute Abend acht Uhr vor dem Kasino!"

„Und wen darf ich melden?"

„Wie gewöhnlich", knurrte Waldemar, der die einfache Frage unverschämt fand. Ja, er wurde sogar rot vor Zorn. Welcher andere Herr als er, der Herr Dr. jur. Waldemar Berger, könnte sich erlauben, Fräulein Ella von der Weid, der Tochter des Staatsanwaltes, telephonisch ein Rendez-vous zu geben!

„Entschuldigen Sie", sagte die Stimme, „ich bin erst seit zwei Tagen im Dienst."

„Aha, — nun. Sagen Sie Fräulein Ella, Herr Berger habe telephoniert und richten Sie den Auftrag aus, — nicht?"

„Ja, — also Herr Berger?"

„Ja, Berger!"

Waldemar Berger hing den Hörer auf und verließ die Kabine.

*

Das Leben ist eine Kette von Zufällen. Ein Zufall löst den andern ab. Es gibt Leute, die nicht an den Zufall glauben. Sie glauben an das Schicksal. Was genau dasselbe ist. Schicksal ist die Folge, das Resultat von Zufällen. Wieder andere Leute glauben an eine Vorsehung. Vorsehung aber ist Schicksal. Dann gibt es Leute, die an gar nichts glauben. Für sie schreibe ich diese Humoreske.

Zufall! — — —

Zufall war es, daß Waldemar Berger den Finger in Loch Nr. 8 steckte und Nummer 16.28 wählte. Zufall war es, daß Fräulein Ella Wills, Tennislehrerin, eben Telephonnummer 16.28 hatte. Zufall war es, daß Fräulein Ella Wills einen kleinen Freund Namens Markus Berger hatte.

Alles Zufall! — — —

*

Wie gewöhnlich kam Waldemar Berger mit einigen Minuten Verspätung an das von ihm bestimmte Rendez-vous. Er war gar nicht überrascht, daß Fräulein Ella noch nicht da war, denn er wußte, daß sie von der gleichen Pünktlichkeit war wie er.

Er spazierte im Kasinogarten auf und ab. Fünf Minuten. Zehn Minuten. Das Wetter war prächtig, Die Sonne schien noch, sehr schwach, denn sie berührte schon den Horizont. Waldemar rauchte eine Zigarette und lauschte mit viel Vergnügen den Klängen des Kasino-Orchesters, welches das erste Stück des Abends, einen Marsch, wie immer, mit rassigem Tempo und gutem Trommelwirbel spielte. Fünfzen Minuten nach acht Uhr. Waldemar warf den Zigarettenstummel weg und dachte an die Unzuverlässigkeit der Frauen.

„So, jetzt besprechen sie die Frauenbewegung und trinken Bier!" Dabei schielte er nach einer jungen Dame, die passierte und deren Bewegungen sein Auge entzückten. Er bewunderte diese, vom Scheitel bis zur Ferse hinunter als gleichmäßige Welle verlaufende Bewegungslinie.

Acht Uhr zwanzig! — Waldemar wurde ungeduldig. Am Ende der Promenade machte er Halt, kehrte um und kam auf seine Schritte zurück. In der Mitte der Promenade begegnete er wieder der Dame mit der gleichmäßig verlaufenden Bewegungslinie und sah, daß die Dame nicht nur jung, sondern, was nicht zu verachten ist, sehr hübsch war. Während zehn Minuten spazierte er die Promenade auf und ab, jedesmal in deren Mitte mit der jungen, hübschen Dame kreuzend.

Halb neun Uhr. Er wurde des Spazierens überdrüssig und setzte sich auf eine Bank. Mit der Spitze seines Spazierstockes zeichnete er rätselhafte Zeichen in das Kies und fragte sich nach jedem Strich, was das wohl bedeuten könnte.

Es fing allmählich zu dunkeln an. Waldemar hob den Kopf und spürte einen mächtigen Ruck im Nacken. Ihm gegenüber, durch die Breite der Promenade getrennt, saß die ebenso hübsche wie junge Dame und spielte nervös mit den Fußspitzen.

Waldemar war für weibliche Reize nicht unempfindlich. Und diese Dame war so reizend hübsch, daß Waldemar sich gestehen mußte, daß sie hübscher war als seine Ella, die ihn heute abend so schmählich im Stich ließ.

*

Lieber Leser, glauben Sie an Gedankenübertragung? — Ich nicht, — daher nenne ich es Zufall, daß die junge Dame genau das gleiche dachte wie der ihr gegenüber sitzende Unbekannte.

Die junge Dame war Fräulein Ella Wills, die Tennislehrerin mit der Telephonnummer 16.28. — Sie wartete seit mehr als einer halben Stunde auf ihren Herrn Berger, genau so wie Herr Berger auf seine Fräulein Ella wartete. Auch sie hatte den jungen Mann bemerkt und fand, daß dieser sympathischer und eleganter als ihr Markus war, der sie heute abend so schmählich im Stich ließ.

„Um acht Uhr vor dem Kasino, habe ich gesagt", brummte Waldemar in sich hinein.

„Um acht Uhr vor dem Kasino, hat er gesagt", seufzte Fräulein Wills.

„Das ist nicht nett von Ella!" dachte Waldemar.

„Ah, Markus, das sollst du mir büßen!" schwor Ella.

Fünf Minuten vergingen. Beide lauschten den Klängen eines Strauß-Walzers.

„Wenn sie in fünf Minuten nicht kommt, geh' ich ins Kasino!" sagte sich Waldemar.

„Jetzt warte ich noch zehn Minuten. Kommt er nicht, geh' ich nach Hause", dachte Ella.

Dem Strauß-Walzer folgte ein ohrenbetäubender Jazz-Lärm.

„Wie verschieden doch diese Musik ist", stellte Waldemar fest.

„Oh, schade", klagte Ella, die Walzer über alles liebte.

Waldemar starrte die Dame an. Ella betrachtete Waldemar.

„Einen kühnen Blick hat der Herr!" gestand sich Ella.

„Oh, diese weichen, blauen Augen", schwärmte Waldemar.

Die fünf Minuten waren vorüber. Die Nacht sank rasch. Waldemar dachte an die junge hübsche Dame — die hübsche Dame dachte an Waldemar. Er konnte ihre Züge nicht mehr erkennen, nur ihr weißes Kleid verriet ihre Gegenwart. Sie konnte seine starke Nase und das feste Kinn nicht mehr sehen, — doch stach der blendend weiße Strohhut aus dem Dunkel hervor.

„Wenn ich neben der Dame sitzen würde?" dachte Waldemar.

„Wenn der Herr mich anreden würde?" dachte Ella.

Und beide hatten genau den gleichen Gedanken:

„So, Ella, — du lachst über mich! — Gut, du wirst sehen!" Waldemar erhob sich.

„Ja, ja, — Markus, du machst dich über mich lustig! Aber so dumm bin ich nicht. Du mußt büßen!"

Weiter kam sie nicht. Der junge Mann mit dem festen Kinn stand vor ihr, den Strohhut in der Hand.

„Fräulein, entschuldigen Sie. Guten Abend! — Glauben Sie nicht, daß auf der Kasinoterrasse die Musik unvergleichlich schöner klingt? — Bei einem Glas Caféglacé? — Nochmals Entschuldigung, Fräulein, —. Ich möchte Ihre Bekanntschaft machen!"

Wäre es Tag gewesen, so hätte Waldemar die Röte bemerkt, die auf Ellas Wangen brannte. Er hörte nur ihre Stimme und diese Stimme war nicht so sicher, wie sie sein wollte.

„Ich danke Ihnen, mein Herr. Ich erwarte jemand."

Waldemar biß sich auf die Lippen.

„So lange, Fräulein?"

„Mein Herr, — ich bedaure —"

Donnerwetter, — diese Augen, diese blauen Augen, der kirschenrote Mund mit den feuchten Lippen.

„Fräulein, meine Name ist Berger — —"

Sie ließ ihre Handtasche fallen. Waldemar bückte sich rasch. —

„Hier, Fräulein!" sagte er. Mit zitternder Hand nahm sie die Tasche. Waldemar blickte in zwei weit geöffnete Augen, die ihn fragend anblickten.

„Wie sonderbar", meinte sie, „Ihr Name ist Berger, mein Herr? Sie machen sich wohl über mich lustig?"

Waldemar begriff nicht. Er und sich über sie lustig machen, wo er doch ihre Bekanntschaft machen wollte. Das war ihm unerklärlich.

„Glauben Sie das nicht, mein Fräulein, ich bitte Sie. Ich heiße Berger, Dr. Waldemar Berger, Advokat."

Fräulein Ella lächelte. Nein, dieser Zufall!

„Sind Sie mit dem Herrn Berger, der im Diamantenprozeß den Angeklagten verteidigte, identisch?" fragte sie.

Das Eis war gebrochen. Waldemar setzte sich neben die Dame.

„Ja, Fräulein. Haben Sie von der Geschichte gehört?"

„Der Prozeß war doch während einer Woche Stadtgespräch!"

„Tant de bruit pour une omelette!" scherzte Waldemar, dem es wohl ums Herz wurde, neben der schönen Frau zu sitzen.

„Und der sensationelle Freispruch!" sagte Ella, die den jungen Advokaten fesseln wollte.

„Also, Fräulein, — darf ich meine Einladung wiederholen? Ja?"

Ella zögerte nicht mehr. Sie sagte einfach:

„Sehr nett von Ihnen", und erhob sich.

Waldemar führte sie an ein unbesetztes Tischchen auf der Kasinoterrasse.

*

„Was? — Schon zehn Uhr?" fragte Waldemar und schaute nach dem Nummernbrett der Kapelle, wo die Aufschrift „Pause" hing. „Nicht möglich!"

Fräulein Ella blickte an ihre Armbanduhr.

„Ja, wirklich zehn Uhr!" bestätigte sie und war verblüfft wie schnell die Zeit vergangen war.

Eine ganze Stunde hatten sie zusammen geplaudert. Und wie seltsam: Ella hing mit den Augen an Waldemars Lippen. Waldemar hätte Ellas schöner Stimme stundenlang zuhören mögen.

Die Musiker nahmen ihre Plätze wieder ein und eröffneten den zweiten Teil des Abendkonzertes mit einer Selection aus „Romeo und Julia".

„Es ist die Lerche nicht, — es ist die Nachtigall!" — flüsterte Waldemar. Ella blickte ihn an und legte den Zeigefinger an den Mund.

„Romeo ist ein schöner Name", sagte sie einige Minuten später.

„Finden Sie?"

„Ja, ich liebe die Namen auf o!"

„Otto, zum Beispiel?" meinte Waldemar und lächelte. Ella spitzte den Mund und schüttelte den Kopf.

„Nein, — Ottokar gefällt mir besser."

„Auto — Car?" erwiderte Waldemar und forcierte den französischen Akzent. Ella begriff und lachte.

„Nein! — die Endung „ar" gefällt mir auch gut. Ottokar, — Walde —"

Ella hielt inne und wurde sehr rot.

„Das ist ja Ihr Name", sagte sie und senkte die Lider.

„Geismar!" sagte Waldemar und lächelte.

(Schluß folgt.)

Zeitgemäßes.

Unser Elfjähriger hat, wie wohl die allermeisten Jungen, große Achtung vor körperlicher Kraft, vor sportlichen Leistungen. Er selbst klettert sicher und gewandt, spielt mit Hingabe Fußball, zieht mit dem Vater aus, sobald der Schnee erreichbar ist und übt als Bilgeri-Anhänger sturzfreie Abfahrten; er versucht seine Kunst auf dem Eis und stellt seinen Mann auch im Schwingen und Ringen. Demgemäß neckt er seine Mitmenschen. Nun ist aber, zum großen Leidwesen des sportkundigen Jungen, die Mutter keine Sportlerin. Das gab hin und wieder Anlaß zu mitleidigen Bemerkungen. Fred wollte mich nicht gerade der Schwäche zeihen, aber er stellte doch fest: „Es ist halt einfach schade, daß du so zart bist."

Nun ist es unterdessen nötig geworden, daß der kleine Kraftmeier tüchtig mithilft im Haushalt und zwar bei Schwerarbeiten, daß er Böden glänzend reibt, die lange Treppe gebührend mit Stahlspänen behandelt und auch Lasten trägt. Darüber ist er nachdenklich geworden. „Du, Mutterchen, wenn du derlei Arbeiten tust, sieht es so leicht und selbstverständlich aus, man hört dich gar nicht seufzen dabei", meinte er letzthin. „Du hast am Ende doch mehr Kraft, als ich glaubte." Diese Aeußerung veranlaßte mich, mit meinem Jungen zu reden. Ich erklärte ihm in diesem Zusammenhang, daß ich darum so selten und dann nur vorsichtig Ski fahre, weil ich mit meiner Kraft haushalten müsse. Es sei so viel Notwendiges zu tun, daß meine Kräfte davon fast aufgebraucht würden. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß Mütter eben mancherlei zu rüsten hätten, bis die Familie zum Auszug bereit sei; daß, wenn man heimkehre, schon wieder allerlei Arbeit auf sie warte. Da sei es doch nicht verwunderlich, wenn sie rascher ermüdeten und genötigt seien, dem Zug in die Weite Grenzen zu setzen. —

Unter anderem erwähnte ich vielbewunderte Fußballhelden, die von ihren Trainings und den dazwischen liegenden Schonzeiten so in Anspruch genommen werden, daß sie ihre abgearbeiteten, müden Mütter den Garten umgraben, Holz tragen, Teppiche schleppen und klopfen lassen. Hier wollte mir mein Bub klar machen, daß ich den Sport nicht ernst genug nehme, daß ich nicht ganz verstehe, wie wichtig ein Match sei und darum auch nicht erfassen könne, daß man alle Kräfte daran geben müsse, ihn zu gewinnen. Schließlich aber begriff er doch, daß man auch mit anderer Elle messen könne. Er begriff, daß gerade die Kräftigen, die Trainierten, helfen, dienen sollten, wo sich nur irgend eine Gelegenheit bietet. Er sah ein, daß wir uns erst recht über seine körperliche Tüchtigkeit freuen können, wenn er bereit ist, sie gegebenenfalls in den Dienst des Nächsten zu stellen. „Wenn geübte, gestählte Körperkraft nicht verbunden ist mit Herzensgüte und Hilfsbereitschaft, kann sie zur Verrohung führen", gab ich dem Jungen zu bedenken. — Fred nahm seinen Plocher und bürstete drauflos. „Nicht wahr, Muttchen, man kann ja auch rassig plochen", meinte er nach einer Weile und seine Backen waren dunkelrot.

Natürlich war das nur ein ganz bescheidener Anfang. Es werden immer wieder ähnliche Probleme auftauchen und allerlei Einflüsse und Zeitströmungen werden das Weltbild unseres Kindes färben. Das ist mir klar, aber ebenso klar ist mir, daß ich immer wieder versuchen werde, meine Jungen zu bewahren vor der Verwilderung und Verarmung, die aus einseitiger Körperkultur erwachsen.

R. Heller-Lauffer.